



Nr. 2

Donnerstag, den 14. Januar 1904.

19. Jahrgang

Im fernen Osten.

Es hat ein Wind sich aufgemacht.
Nun sagt, was will das werden?
Klang nicht ein Lied in heil'ger Nacht
Vom Frieden, Frieden auf Erden?
Weißfarben glüht am Himmelsaum
Ein dunkler, feuriger Streifen
Und emsig sah ich Nachts im Traum
Den Tod die Sense schleifen.

So kam das neue Jahr ins Land
Auf freudig schäumenden Wogen
Im Osten eine Wolkenwand
Ist höher und höher gezogen.
Der Tag ward kurz und nebelgrau,
Wie lang' die Menschheit gefeiert,
Die Zukunft und des Himmels Blau
Bedeckt, undüstert, verschleiert. —

Im Osten ein roß'ger Schimmer loht
In fernen, dämmernden Weiten.
Jetzt naht des Jahres Morgenroth
Mit neuen, besseren Zeiten?
Im Osten glüht ein rother Schein,
Er hatte nicht seinesgleichen.
Das kann des Tag's Gestirn nicht sein,
Das sind der Feuersbrunst Zeichen.

Gen Osten schickt der Friedenszar
Die Schiffe sammt starken Heeren.
Ihm will der Asiaten Schaar
Das Recht des Mächtigen wehren.
Und mehren will er Land und Macht
Und dehnen des Reiches Grenzen
Und hell soll durch der Heiden Nacht
Das griech'sche Doppelkreuz glänzen.

Er will den Frieden immerdar,
Obwohl sie die Säbel schärfen.
Es hat sich nur dem Doppelaar
Der Gelbe zu unterwerfen.

Und friedlich theilt der Diplomat,
Was keinem von beiden gehört hat,
Wenn frevelnd nicht der Asiat,
Den Frieden wieder gestört hat.

Und bricht das Feuer im Osten aus,
Dann werden die Funken sprühen,
Dann werden sie fallen ins Nachbarhaus
Und werden im Winde glühen.
Auch in Europa dann entfacht
Der Wind in lodernnden Flammen
Und um die Küsten tobt die Schlacht
Und brechen die Schiffe zusammen.

Des Opfers ist das Bündniß werth,
Doch hat die Hoffnung getragen,
Gern hätte Frankreich zwar das Schwert
Zum Kampf um den Osten gezogen.
Sein feindlich Ostreich aber sah
Es lockend an seinen Grenzen.
Darum der Bund. Wer dachte da
An weitere Konsequenzen? —

Im Ost ein dunkler Schimmer loht,
In fernen, dämmernden Weiten.
Vielleicht ist's doch das Morgenroth
Der neuen, friedlichen Zeiten.
Es drängt der Zar zum Kriege nicht,
Will Blutvergießen vermeiden,
Darum schuf er das Schiedsgericht, —
Wohlan, so möö' es entscheiden! —

„Magdeb. Gen.-Anz.“

Die gerechte Welt!

O wie geht es doch auf Erden
Wirklich komisch zu mitunter?
Faule Eier schwimmen oben,
Und die guten — gehen unter!

„Wam-Wam“.

Die Hochzeit.

Humoristische Skizze von Katharina Bittelmann.
(Nachdruck verboten.)

Karl war heute schon zum drittenmal auf dem Bahnhof, um die Verwandten abzuholen, die zu seiner Hochzeit angereist kamen. Vormittags hatten sich als erste die beiden unverheirateten Tanten eingestellt, mit unendlichem Handgepäck beladen, das Karl nur mit Mühe in einer Droschke unterzubringen gelungen war. Kaum hatte er sie glücklich im Hotel gelandet, als er fort mußte, um Hans mit seiner Frau zu empfangen, die vom Polenschen eintrafen, wo der Bruder Direktor einer Brennerei war. Karl mußte ihm sogleich beim Einkauf notwendiger Toilettegegenstände helfen. Es fehlte ihm an weißer Krawatte, Handschuhen, Lackschuhen und Zylinder, ohne die er doch unmöglich erscheinen konnte. Zwei Stunden hatte das gedauert. Darüber hatten sie leider das Mittagessen veräußert, was Gilda verstimmt hatte. „An unserem Polterabend gehörst du doch mir,“ hatte sie gesagt. — Eigentlich hatte sie ja recht, obgleich er es nicht — ben, sondern behauptet hatte, seine Familie hätte das Anrecht auf ihn.

Der Zug fuhr in die Halle ein, und Karl brauchte nicht lange zu suchen, bis er die Seinen fand. Drei Gesichter lehnten aus dem Fenster des Abteils, aus dem ein vergnügter Lärm hervordrang, das Brausen des Zuges übertönend.

Und als er nun die Türe öffnete — das ganze Nest war da beisammen! Paul und Georg, die jüngsten, sprangen zuerst heraus; dann kamen Vetter Franz und Onkel August, denen Schwester Rife und Cousine Martha folgten. Da zeigte sich das Gesicht des Vaters, und zum Schluß tauchte die корпулente Gestalt der Mutter auf, der er vom Trittbrett herunterhelfen mußte. Nun ging's an ein Umarmen und Abküssen, und da rief es von allen Seiten: „Wo ist denn Gilda?“ „Sie wird euch im Hotel begrüßen! Sie hatte keine Zeit mehr. In zwei Stunden fängt der Polterabend an.“

In drei Droschken ging es in die Stadt zum Hotel, wo Karl die ganze Sippe untergebracht hatte. Der Wirt dienerle, die Kellner flogen, — ein Aufstand im ganzen Haus! Die Tanten mit Hans und Bertha fanden sich auch ein. Das Begrüßen, das Rufen und Lachen! Als alle im Speisesaal versammelt waren, erschien denn auch die Braut. Die sechsundzwanzig Augen der Herrlichen richteten sich gespannt auf sie. Ihr war, als ließe sie Spießeuten. Sie umarmte die Schwiegereltern und gab den übrigen die Hand, dicht an Karl gedrängt, als fürchte sie sich. Nach wenigen Minuten ging sie wieder. Karl mußte sie begleiten.

Die zwölf Herrlichen standen im Kreis bei einander und hechelten das neue Familienglied durch. So sehr sie Karl sein Glück gönnten, das fremde Element, das sich ihnen beigesellte, reizte sie zur Defensiv. „Ich habe sie mir hübscher gedacht,“ begann Rife. Das war das Signal, auf das man nur gewartet zu haben schien; jeder fand etwas an Gilda auszusagen. „Wenn Karl nur nicht reingefallen ist,“ bemerkte der Onkel endlich. Mama zerdrückte eine Träne, Papa blies dicke Tabakswolken von sich und sprach tiefsinnig: „Verfluchte Geschichte!“ Nur Tante Lotte behauptete, ihr gefiele Gilda sehr gut und ebenso ihre Mutter.

Cousine Martha, die selbst gar zu gern Karl geheiratet hätte, meinte bissig: „Dann nimmt er sie wohl der Feinheit wegen, Geld hat sie doch nicht!“ Die Mutter seufzte: „Es ist eine Liebesheirat, Karl war immer ein Idealist.“ — Die Stimmung der Herrlichen war grau in grau. Aber das pakte nicht für sie, und so stellte auch der Kaffee, der jetzt gebracht ward, schnell die Laune wieder her. Sie versicherten sich gegenseitig, daß sie einen Bombenhunger hätten, und vertilgten alle Buttersemmeln, deren sie habhaft werden konnten.

„Nun, mein Kind, wie gefällt dir Karls Familie?“ fragte die Geheimrätin ihre Tochter.

„Ich kann noch nicht urteilen,“ erwiderte sie kleinlaut, und für sich fügte sie hinzu: „Gott sei Dank leben wir ja nicht im selben Orte.“

Eine Stunde später empfing Frau Geheimrat Bergmann ihre Gäste. Auch sie hatte eine stattliche Schar von Verwandten entboten. Zwei Schwestern mit ihren Männern — nein es waren Gatten — in dieser Familie hätte man sich nie erlaubt, von Männern zu reden; zwei Brüder ihres verstorbenen Gemahls mit ihren Gattinnen und erwachsenen Kindern, dazu ihre eigenen Söhne und die andere Tochter mit ihrem Verlobten, einem Offizier. Der älteste Bergmann, auch ein Geheimrat, vertrat die Stelle des Hausherrn. Er sah aus wie ein

Minister, trug einen langen wohlgepflegten Bart und viele Orden im Knopfloch. Auch die anderen Herren waren repräsentative Persönlichkeiten, formvoll und gemessen, während die Damen wie bewimpelte Fregatten daherrauschten im Schmutz ihrer seidenen Schleppen; die Herrlichen waren denn auch anfangs ganz benommen von all dem Glanz. Doch bald befaßten sie sich auf die wichtige Rolle, die sie zu spielen hatten. Und so entfalteten sie ihr läumvolles Wesen und taten, als ob sie zu Hause wären. Die rotbäckige Mama Herrlich setzte sich breit und gemütlich neben die blasse steife Geheimrätin und pries das Glück ihres Schwiegersohns, daß sie einen Mann wie Karl bekomme. Dessen Vater stand mit einem von Gildas Onkel in einer Fensterlinie und setzte ihm die außerordentliche Bedeutung seiner Fabrik auseinander. Die zehn anderen Herrlichen tauchten wie die Wellen eines Stromes an seiner Mündung im Meer der Bergmanns unter. Tanten und Onkel, Brüder und Nichten, Schwestern und Vettern — alles wirbelte durcheinander und versuchte mit geringem Erfolg wohlwollende Gefühle in sich auszulösen. Nur Karl ging strahlend durch die Menge. Er amüsierte sich königlich über die Gegensätze, die hier aufeinanderplagten, und hielt sich in seinem Bräutigamsglück aller gesellschaftlichen Pflichten enthoben. Gilda dagegen hing verschüchtert an seinem Arm und dachte mit Schreck: „Die soll ich nun lieben?“

Eine große Tafel war im Wohnzimmer aufgestellt, die brach fast unter der Last der Geschenke. Das war der neutrale Punkt, an dem sich die Herrlichen und Bergmanns trafen. Eindrücklich bewunderten sie die Teppiche und das kostbare Silber.

Die Aufführungen begannen. Es war sehr eng und alles heiß. Alles stieß, schob sich, schwißte und stöhnte zu Ehren des Brautpaares. Die älteren Leute fanden aber doch Plätze neben und hinter diesem; die jungen mußten stehen.

Es gab knirende Bäuerinnen, die schwache Verse aufsagten, Leierkastenmänner, die witzige Couplets sangen, und dann ein Lustspiel, das die Verlobungsgeschichte des jungen Paares behandelte und von den Eingeweihten sehr belacht wurde. Natürlich kam der Bräutigam darin schlecht fort, und man hielt ihm allerlei Derbheiten vor, mit denen er gegen den Ton des Bergmannschen Hauses verstößen und Heiterkeit erregt hatte. Da spielte besonders die Wurst eine Rolle, die er seiner Braut mitgebracht, während Margots Verlobter dieser einen Strauß verehrt hatte. Karl hatte unbändig darüber gelacht und den Humor der Sache wohl begriffen; seine Familie nahm das bitter übel und rächte sich, indem sie sich über die folgenden Darbietungen lustig machte.

Am Büfett trösteten sich die Herrlichen über die vermeintlichen Kränkungen. Sie nahmen die Ehrenplätze ein, und Speisen und Getränke entsprachen ihren Erwartungen. Mit einem Tanz schloß dieser vergnügte Polterabend, und alle Teile atmeten auf.

Wie sehnte sich Gilda nach einer halben Stunde des Alleinseins mit dem Geliebten. Aber Mama sagte, sie brauchten beide Ruhe, und Karl war es offenbar ganz recht so; er wollte noch mit seiner Familie zusammen sein.

Die Seinigen heßten ihn dann gehörig auf. Man schähe ihn nicht genügend. Er wolle wohl ein Pantoffelheld werden? Gilda sei ja ganz nett, aber er hätte tausend ebenso nette kriegen können. Er lachte dazu und meinte, sie sollten sie nur erst ordentlich kennen lernen. Nur mit dem Kochen werde es bedenklich stehen, er bäte die Mutter, ihm Kochrezepte zu schicken, es schmede ihm bei der Schwiegermutter lange nicht so gut wie zu Hause.

Es ward ein sehr vergnügter Abend, der sich bis spät in die Nacht ausdehnte. Karl war zum erstenmal nach langer Zeit mit all den Seinen zusammen und genoß die Freude von Herzen. Dies war Blut von seinem Blut, und Geist von seinem Geist. Nie hatte er so stark wie heute empfunden, wie tief er im Boden seiner Familie wurzelte, wie fremd er im Innersten der neuen Familie sei. Wie man sich verstand! Ein Blick genügte, ein Wort, um eine Erinnerung wach, ein frohes Lachen hervorzurufen.

Die Bergmanns konnten während dessen ihren Empfindungen über die neue Verwandtschaft nur in Einzelgesprächen Luft machen. Gildas Brüder tauschten beim Zubettgehen ihre Beobachtungen aus. „Tante Lotte ist ja unbezahlbar,“ begann Kurt. „Die ist noch die Beste!“ gab Fritz zurück. „Aber die Schwiegermutter! — Möchtest du der 'n Ruß geben? Gilda tat es ganz herzlich! Wie mir die Leid tat!“ meinte Kurt. „Ich glaube, ich heirate nicht!“ Glaubst du, daß wir den Herrlichen gefallen?“ fragte Kurt pfiffig. „Verfluchte Geschichte,“ brummte er dann, den Vater Herrlich imitierend.

Auf dieselbe Note gestimmt waren die Unterhaltungen der Onkels und Tanten. Nur die Brautmutter war genötigt, ihre Gefühle für sich zu behalten; dafür lag sie wach im Bett in schweren Sorgen.

Am nächsten Tage umgab eine glänzende Corona von Gästen, die sich amüsieren wollten, das junge Paar, das vor dem Altar stand, um den Bund für das Leben zu schließen. Und alle richteten ihre Blicke auf die beiden, kritisierten die Toilette der Braut, ihr Benehmen und jede ihrer Mienen.

Die äußersten der im Halbkreise aufgestellten Stühle waren die begehrtesten: boten sie doch die Möglichkeit, Sildas Profil wenigstens unter dem Myrtenkranz, vom Schleier halb verdeckt, schimmern zu sehen.

Selbst Karl, für den die Feier nicht viel mehr als eine Formalität bedeutete, ergriff die Weihe der Stunde, als die Töne der Orgel über ihn hinbrausten. Und Gilda — sie war der Welt entrückt, allein mit dem Geliebten und ihrem Gott. Es war doch etwas so Ueberwältigendes, was hier geschah! Ihr bisheriges Leben endete heute, ein neues begann, ein unbekanntes. Was barg es in seinem dunklen Mantel? — Eine große Angst überfiel sie. Ihre Hand suchte bebend die, der sie sich anvertraut, und dann flehte sie zu Gott, daß er ihr helfen möge, ihren Schwur zu erfüllen und Karl immer glücklich zu machen.

Wie im Traum schritt Gilda am Arm ihres Gatten aus der Kirche zwischen all den Menschen hindurch, die sie anstarrten, als ob sie ein Wundertier sei. Was gingen alle die fremden Leute sie an? Aber als sie dann nach Hause kam, da mußte sie schon erwachen aus ihrer Benommenheit. Es brach die Flut der Glückwünsche über sie herein. Man ertrug das ja als wohlzogener Mensch, aber schwer war es, selbst Karl war ganz erschöpft davon. Dann saßen sie inmitten der langen prächtig geschmückten Tafel und erholten sich. Aber Zeit für vertrauliches Gespräch hatten sie nicht. Die Toaste begannen in nimmer endender Zahl und Länge. Gatten die Bergmanns gesprochen, so erhob sich sogleich ein Herrlich, um zu antworten. Und als erst der Wein die Gemüter erhitzt hatte, da regnete es Taktlosigkeiten, und hinter lächelnden Mienen lauerte Entrüstung. Sildas junger Bruder sprach von der Nachtigall, die von einem Spatz entführt wurde, worauf Paul Herrlich sich erhob, um zu verkünden, daß ein Spatz, der Brot verdiene, manche Vorzüge vor einer Nachtigall habe, die nur mäßig singe. Onkel August redete vom Klapperstorch und freute sich selbst am meisten über den geistreichen Witz, der Gilda erröten machte, die Mama und Tanten versteinernde und sämtliche Herrlichen zum Nichern brachte. Der Schwiegervater, der neben Gilda saß und bereits einen kleinen Spitz hatte, setzte des Onkels Geschäft fort. Er flüsterte der jungen Frau fortwährend Anzüglichkeiten zu, dann wurde er gerührt und sagte wieder und wieder „versuchte Geschichte“. Sobald es anging, stahl Karl sich davon, sein junges Weib am Arm. Nur Mutter und Schwester folgten Gilda, um ihr beim Umkleiden zu helfen. Aber die Gäste hatten das Verschwinden des Paares doch bemerkt und kamen alle an, bemüht, Mutter und Kind die letzten Augenblicke zu stören.

Die Geheimrätin war sehr bewegt, was die Herrlichen übel nahmen. Als sie in die Festräume zurückkehrte, fand sie die Familien geschlossen sich gegenüber stehen. Die Feindseligkeiten schienen eröffnet! Da verstand sie sich in ihrer Not zu einem argen Verstoß gegen die gute Sitte. Sie bot, sich zurückziehen zu dürfen, da sie heftige Migräne hätte. Das war das Zeichen zum Ausbruch. Eiligst empfahl sich alles.

In ihrem Hotel aßen die Herrlichen dann noch Abendbrot. Sie hatten einen mächtigen Appetit. Der alte Herr schlief bald den Schlaf des Gerechten, die anderen aber empfanden es als eine Wohltat, ihre Gefühle aussprechen zu können, und ergossen sich in Grimm und Spott über Karls neue Familie.

Im Hause des Bergmannschen Oberhauptes hatten sich zur selben Stunde die Mitglieder seiner Sippe eingefunden, um bei einem Schlummerpunsch die Ereignisse zu besprechen. Es ward viel gelacht an dem Abend. Kurt und Fritz gaben förmliche Vorstellungen, in denen die unschuldigen Tanten die größte Rolle spielten. Der Gerechte mußte mit dem Ungerechten leiden.

Später erzählten aber alle Teilnehmer von der fröhlichen Hochzeit, auf der sie sich prächtig amüsiert hatten.

Die feuersicheren Theater.

In unsern Theatern war Revision, Die haben sie glänzend bestanden, Gerüstet waren sie lange schon Und alles war reichlich vorhanden. Die Rothausgänge haben wir ja, Ein feuersicherer Vorhang ist da.

Die feschchen Damen vom Chor und Ballett Versenden mit großem Geschide Sinauf zum Balkon, hinab zum Parkett Die allerfeurigsten Blicke. Sie wären feuergefährlich beinahe; Doch ist ja ein eiserner Vorhang da.

Wohl macht der Komiker auch mal 'nen Witz, Sehr mau und veraltet fast gänzlich, Die Hörer rücken umher auf dem Sitz, Die Stimmung wird drückend und brenzlich. Man flüchtet eilig, doch ist man nicht bang Es ist ja gesichert der Roth-Ausgang!

„Wau-Wau“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Das verschlafene Dirndl.

Das Dienstmädchen Anna Schulze ist von ihrer Herrschaft mitten in der Zeit entlassen worden. Sie klagt nun auf Kost und Lohn.

Klägerin (spricht sehr langsam): Se ham mir rausgeschmissen, un da bin id uf die ihre Kosten zu meina Tante jezogen.

Richter: Weshalb sind Sie plötzlich entlassen worden?

Klägerin: Weeh id nich.

Richter: Waren Sie ungehorsam?

Klägerin: Neel!

Richter: Sie wissen also den Grund ihrer plötzlichen Entlassung nicht?

Klägerin: Neel!

Die Beklagte, Frau Stellmachermeister Biesele: „Id habe mir uf viele Seiten erkundigt, ob id det Wächen Knall und Fall herauschmeißen kann un von alle Seiten ha'm de Seite jesaacht: „Ja wol ja“ ham se jesaacht, det Wächen kanst de nich blos rauschmeißen, nee, det Wächen müß de sojar rauschmeißen un det je frieher, desto besser!“ Aber id habe det Murrelthier doch beinahe zwee volle Monate uf'n Hals jehabt.

Richter: Was hat sie denn gethan?

Bekl.: Nicht, Herr Gerichtsrath, reene nisch.

Richter: Also haben Sie das Mädchen wegen Faulheit entlassen?

Bekl.: Det kann id nich sagen. Eejentlich faul war se nich, vill schlimmerer, se hat jeschlafen, eial wech jeschlafen, Griech war se nich aus't Bette zu kriegen, um halb sieben kam der Bäcker un die Milch, det riechte se nich, der konnte sich docklingeln, sie machte nich uf, sie pennte weiter. Dann mußte id oder mein Mann raus. Vor neune kam se nicht von ihr'n Hängeboden runterjetrogen. De letzte Zeit ha'm wa se schon nich oben schlafen lassen, denn in der Baschlafheit is se zweemal de Treppe runterjeschlagen. In der Griech war det Wächen nich zu erwecken, id habe ihr in de Wuth mal 'n ganzen Topp Wasser, eilig fallet Wasser über'n Kopp jessoßen. Se meente blos: „Na, wat is denn det for'n Unfinn“, dann drehte se sich uf de andre Seite un pennte weiter. Bei't Milchabfischen hat se jeschlagen, det de Milch überjesacht is. Wenn id Mittach jesoht habe, id laß de Wächen nämlich nich an't Mittach ran, da mußte id se bei't Kartoffelschalen wenigstens zwee bis dreimal ufmuntern. Een Jesele von nus hat ihr mitjenomm' zu Kuhlmanns raus. Mitten bei's Theater, mitten bei's Garten, un wenn ooch de Musikele 'n Heidenlärm jemacht hatte, Anna hat jeschlafen, die Posannen von Jericho hatten de Mauern umjehblasen, aber meine Anna hätten se nich uffgewekt.

Ja, unser Jesele erzählte uns sojar, mitten bei'n Tanzen, mitten im Balzer hätte se uf seine Schultern jeschlafen, aber id sloobe, det hat uns unser Jesele man vorjeschwündelt. Aber det is wahr un det hat ooch den Jah 'n Boden ausjeschlagen. Mein jingstes Kind, det is een Wächen von anderthalb Jahren, sehr niedlich, aber noch'n biskenj chwach uf de Zebrüder Beenele, also mit det Kind fuhr se immer nach Mittachessen 'n bisken spazieren. Genmal kommt mein Mann nach Hause, der Wagen steht mit's Kind in's Haus un wat die Anna war, die laß uf de Treppe un pennte un pennte so feste, det se mein Mann nich uffrichte. Erscht wie er mir zugerufen hatte, da ha'm wa se mi Beede, mein Mann schüttelte se von rechts uf

im id von links uf wach jekriecht. Aber leicht war bet nich, bet war een schweret Etide Arbeit. Un da sachte id so denn, se soll machen bet so fortkommt, id hätte ihr jemiethet zum Arbeiten, aber nich zum Schlafen.

Mehrere Zeugen bestätigen das, was die Beklagte ausgesagt hat. Die Klägerin wird also mit Ihrer Klage abgewiesen.

Da das Dienstmädchen Anna Schulze keine Unstalten trifft, den Gerichtssaal zu verlassen, muß ihr das erst gesagt werden. Sie war während der Rede der Beklagten im Stehen eingeschlafen.

Der „Barzival“ in Newyork.

Wir Deutschen sind ja allezeit
Ein Volk der Träumer gewesen
Wir sind von dieser Schlafkrankheit
Noch immer so recht nicht genesen.

Befremdlich aber kommt's uns vor,
Wenn über die Bühne wandelt
Herr Barzival, der „reine Thor“
Und gar so unpraktisch handelt.

Die Dichter sogar und Malersleut',
Gelehrte und Professoren,
Sind nicht so weltfremd und träumerisch heut',
Sind keine reine Thoren.

Was mochte wohl sagen der Yankee gar
Mit lächelnd spöttischer Miene,
Als Barzival neulich erschienen war
Auf einer Newyorker Bühne?

Er hat wohl gesagt: „Der Barzival
Ist so recht ein Deutscher, ein grüner,
Er ist nicht zu brauchen als Prinzipal
Als Klerik nicht, auch nicht mal als Diener.“

Hätt' er gemacht in Petroleum
Wie unser Rockefeller,
Dann wär' er bei dem großen Konsum
Zum Ziele gekommen viel schneller!

Ausrüsten könnte er in der That
Ein größeres Heer Konstabler
Und könnte sich bauen ein Monsalvat
Stilvoller und konfortabler.

Bokale, köstlicher als der Orak,
Könnt' er sich kaufen in Massen
Und brauchte sich nicht von Wagner einmal
Auf die Bühne schleppen zu lassen!

„Wau-Wau“.



Vergesslich.

„— A. hoffen daher, Herr Professor, daß Sie der ehrenvollen Verurteilung an die Universität unserer Hauptstadt Folge leisten werden —“

Professor (für sich): „Mein Gott, jetzt hab' ich vergessen — hat meine Frau mir gesagt, ich soll annehmen, oder ablehnen?“

Das Höchste.

Huberbauer: „Dei Bua ist jetzt Gefreiter worn! Is dös was Höhes?“

Wahelbauer: „I kann Dir bloß sagen, sirt, z'erst kommt die Stadthy'n zum Herrn Lehrer, dann kimm's zum Herrn Professor, und dann zu meinem Wastel.“

Nicht so gefährlich.

Herr: „Aber Kind, wenn Dein Vater Scharlach hat, darfst Du nicht mit andern Kindern zusammen sein, es steckt ja an.“

Mädchen: „Oh, das ist nicht gefährlich, es ist ja nur mein Stiefvater.“

Arbeitsheilung.

Tante: „Was treibt Ihr denn, Kinderchen?“

Nichte Dora: „Wir spielen Phonograph.“

Tante: „Wie macht Ihr denn das?“

Nichte Dora: „Ich singe und die Toni macht's Nebengeräusch.“

Erziehung.

„Jeh' ist dös Schweindl scho wieder 's Krout mit die Finger! — Wo oft muß i Dir noch sa'n, daß ma's G'mias mit 'm Messer ist!“

Geschäftstüchtigkeit.

A.: „Ja, sehen Sie, der Meyer, der jetzt seine zwei Millionen besitzt, hat auch ganz klein angefangen. Ursprünglich hat er Mostriich fabriziert.“

B.: „Also ein senf made man!“

Neugieriger Besuch.

Bieschen: „Dükel, Du hast auch eine Nachtklingel an Deinem Hause?“

Dr. Spaltig: „Ich brauche ja keine als Rechtsanwält!“

Bieschen: „Wenn aber mal jemand recht schnell geschieden sein will?“

Väterlicher Rath.

Der alte Sozialist (zum jungen): „Höre auf meinen Rath, hasse das Kapital und heirathe eine Kapitalistin!“

Ein Opfer seines Berufs.

Herr: „Können Sie mir dieses Haarwuchsmittel mit gutem Gewissen empfehlen?“

Kommis: „Gewiß, mein Herr! Ich verwende es selbst schon seit mehreren Jahren!“

Herr: „Sie haben aber doch auch eine Glatze?“

Kommis: „Ja, das kommt davon, weil ich mir die nachgewachsenen Haare von Zeit zu Zeit immer wieder entferne, denn ich muß auch für unsere Enthaarungstinktur Reklame machen.“

Ein spekulativer Chemann.

Gast (von seinen Reisen erzählend): „Dann bin ich nach dem schönen Triest gekommen. Dort ist mir vor allem aufgefallen, daß die Damen ohne Hut promenieren.“

Chemann: „Du, Emilie, aber wir könnten wirklich nach Triest ziehen, wenn es dort so schön ist!“

Aus der guten alten Zeit.

Hauptmann: „Wie oft hab' ich's denn schon gesagt, auf dem linken Absatz wird sehr gemacht!“

Soldat: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, linken Absatz han i toin meh!“

Jugendlicher Uebereifer.

„Mein Herr, hier ist meine Karte!“

„Ich danke, mein Herr. Ich stehe Ihrem Herrn Papa zur Verfügung!“

Ein guter Kunde.

Haaß Levy hat vor fünfzehn Jahren einen Cylinderhut gekauft, den er jedoch nicht gut gepflegt, so daß sich „schon“ die Nothwendigkeit herausstellt, daß ein neuer Hut den alten ersetzen muß! — Levy, etwas geniert, überlegt sich nun vor dem Laden des Hutmachers, seines Freundes, mit welchen Worten er ihn nach so langer Zeit begrüßen wird.

Blötzlich ist es ihm eingefallen. Er betritt den Laden, sieht vor sich den alten Freund stehen und ruft ganz vergnügt: „Ja, ja, ich bin schon wieder da!“

Boshaft.

Herr: „Was Fräulein Leichthin für reizende Füße hat. Haben Sie schon jemals etwas Kleineres gesehen?“

Dame: „O ja, Ihre Stiefel!“

Abgeführt.

„Sie wissen wohl nicht, daß in meinen Wern blaues Blut fließt?“

„Ach, was Sie sagen! Und was thun Sie dagegen?“

Aus einer Verteidigungsrede.

„— Daß meine Klientin den Diebstahl nicht ausgeführt hat, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß sie es im Daffee-Kränzchen nicht erzählt hat!“

Humor des Auslandes.

Zur neuen Mode. „Meine Frau hat sich durch einen Sturz im Zimmer den Arm verstaucht.“

„Wohl auf dem glatten Parkett ausgeglitten?“

„Nein, sie hat sich auf ihren Armel getreten und da ist sie zu Fall gekommen.“

Spruch.

Von jeher haben alle Menschen zugefellt

„nen Geisterseher sich im eignen Haus:

Der Spiegel ist's, in den hineinschaut alle Welt!

Sieht nur ein Geist hinein, schaut auch ein Geist heraus!

Schöne Aussicht.

A.: „Nun, Herr Müller, wohin soll denn die Hochzeitsreise gehen?“

Müller: „Meine Frau sagt, nach der Schweiz, meine Schwiegermutter, nach Italien.“

A.: „Und was meinen Sie?“

Müller: „Ich bin noch nicht gefragt worden.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 11.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 14. Januar

1904

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ich glaube, Ihnen eins raten zu müssen, wenn Sie sich Erfolg von dem Gnadengesuch versprechen wollen“, sagte der Justizbeamte.

„Und das wäre?“ fragte Hartmann.

„Daß Sie vorher ein offenes Geständniß der Mordthat ablegen, — nur Reue kann Gnade erhoffen.“

„So“, meinte frech der Bauer, „weshalb begnadigte denn der König den Förster?“ hatte der etwa gestanden?“

„Der Förster war unschuldig, — der Mordthat desselben und der alte Schwarz waren von seiner Unschuld überzeugt.“

„Wer sagt denn, daß ich es nicht bin?“ Das war des Hofbauern letztes Wort, er lehnte dem Beamten den Rücken, stellte sich vor das eisenvergitterte Fenster seiner Zelle und kümmerte sich nicht weiter um die Ueberbringer seines Urtheils.

Er verlangte seinen Beamten zu sprechen, mit ihm wollte er das Gnadengesuch ausarbeiten, er selbst wollte es schreiben, — aber noch eine weitere Frage hatte der Bauer. Ob er einen Brief an den Grafen v. S. schreiben könne und dieser verschlossen und sicher an seine Adresse gelange?

„Ich werde noch heute darüber beim Gericht anfragen, meiner Meinung nach steht dem nichts im Wege“, glaubte der Anwalt dem Verurtheilten versichern zu können.

Am Abend noch hatte Hartmann die Erlaubniß zu schreiben und wurde die Versicherung hinzugefügt, daß der Brief unzerbrochen zu Händen des Grafen v. S. gelangen würde.

Tags darauf ging das Gnadengesuch an den König, der Brief des Hofbauern an den Grafen v. S. ab.

Hartmann wurde im Gefängniß geheim beobachtet, bis dahin hatte man ihm, wenn er allein war, nicht die geringste Unruhe bemerkt; er saß gewöhnlich vor sich hinbrütend, mit halb geschlossenen Augen, auf seiner Bank; in solches Hinbrüten konnte sowohl der Schuldige wie der Unschuldige verfallen. Seit Absendung des Gnadengesuchs und des Schreibens an Graf v. S. war jedoch eine merkwürdige Veränderung mit dem Verurtheilten vorgegangen. Er befinde offenbar die größte Unruhe, wenn er sich allein glaubte; während der Nächte wälzte er sich unaufhörlich auf seinem Lager umher. Vier Tage waren es seit dem Abgange der Schriftstücke nach Hannover und das Gesicht des Bauern hatte sich während dieser kurzen Zeit sonderbar verändert, hohl und von großen blauen Rändern eingeschlossen waren seine kleinen Augen, das dünne Haar auf seinem Kopfe schien plötzlich ergraut zu sein. Aber immer noch behielt dieser Mensch eine Selbstbeherrschung über sich, die er ausübte, sobald seine Zellentür sich öffnete, — und, wer es auch sein mochte bei ihm eintrat. Er hatte keine Ahnung, daß er geheim belauscht wurde.

Noch drei Tage waren bis zur Vollstreckung des Todesurtheils, zur Hinrichtung waren bereits alle Vorbereitungen getroffen, der Scharfrichter aus H. logirte bereits in dem einzigen Gasthose des Städtchens M. und Neugierige strömten zahlreich schon im voraus nach dem Köppelberge, wo Erdarbeiter beschäftigt waren, hier und da nöthiges herzurichten.

Da öffnete sich wiederum die Thür der Zelle, in welcher Hartmann gefangen saß, der Justizbeamte stand vor ihm, ein versiegeltes Papier in der Hand haltend. War es das Wort „Le-

ben“ oder „Tod“, welches dem Gefangenen jetzt verkündet werden sollte?

Weber das eine noch das andere sollte heute ausgesprochen werden, als der Beamte das Papier entiegelte, überreichte er dem Gefangenen nur den Brief, welchen dieser an den Grafen v. S. abgesandt hatte. Der Brief kam unzerbrochen retour.

Hartmann starrte das Papier mit stieren Augen an, seine Hand, welche sich darnach ausstreckte, zitterte; er wollte eine Frage thun, aber er schwieg, dann plötzlich beherrschte er sich und blickte den Beamten an, als erwarte er eine Auskunft; sie sollte ihm werden.

„Euer Brief ist von Hannover ungeöffnet und mit der Bemerkung zurückgekommen, daß der Graf v. S. nebst seiner Gemahlin auf ganz unbestimmte Zeit verreist sei; da die Reisetour nicht angegeben, sollte man alle eintreffenden Briefe vorläufig liegen lassen, bis der Graf aus Italien, dem Endziel seiner Reise nähere Mittheilungen machen würde. So lautete die Auskunft, welche der Justizbeamte zu überbringen hatte, und er fügte hinzu: „Bisher ist von dem Herrn Grafen keinerlei Nachricht eingelaufen, Euer Brief kommt deshalb zurück und selbst, wüßte man den Aufenthalt, die Adresse des Grafen, ein Brief nach Italien ist sechs, acht Tage unterwegs und am nächsten Dienstag ist Euer Urtheil rechtskräftig. — Wollt Ihr die Abwendung des Briefes dennoch, so ist das Gericht bereit, dieselbe, sobald dies möglich ist, zu besorgen.“

Wort für Wort schien Hartmann der Nachricht spannend zu lauschen, mit jedem ferneren Wort, das der Beamte sprach, wurde sein Gesicht fahler, er verlor seine Willenskraft, sein Körper zitterte, beim letzten Wort sank er gebrochen auf die Bank nieder. Er ließ den Kopf mechanisch auf die Brust sinken, es war, als wenn er sich selber sagte: Jetzt ist mein Todesurtheil sicher ausgesprochen.

Und es war gesprochen, denn am andern Tage traf die königliche Entscheidung auf Hartmanns Gnadengesuch ein, dasselbe wurde abschlägig beschieden.

Als ihm die Mittheilung gemacht wurde, benahm er sich zunächst wie ein Rasender, dann begann er eine Fluth von Schimpfwörtern auf die Gerichte und auf den Grafen v. S., der selbst ein Schurke und Mörder sei, auszuschütten. Da er auch dem Zusprechen der Beamten durchaus kein Gehör gab, schloß man die Zellentür und ließ ihn austoben. Noch zwei Tage und der verhängnißvolle Tag der Exekution war da.

Fast eine Stunde von dem Städtchen M. gelegen, dehnten sich große Fichtenwälder aus, hat man die einsame Landstraße durchschritten, welche an den düstern Wäldern vorüber führt, so windet sich der Weg über weites Heidefeld, das kein Ende zu nehmen scheint. Bald, rechts an der Landstraße, erhebt sich ein Hügel, welcher so dicht an der Chaussee liegt, daß der Weg direkt an der Straße hinauf führt, — dies ist der Köppelberg. Dieser mit braunrothem Heidekraut bewachsene Berg liegt noch heute in derselben Gestalt da, wie die Vorfahren ihn vor dreißig, vierzig Jahren gesehen haben und kannten.

Diese Gegend war an dem Tage, wo der Hügel der schaurige Zeuge des Wiedermordes eines Missethätters sein sollte,

Frage und schwerfällig das weitem wohnende Landvolk auch war, bei zwei öffentlichen Schauspielen fehlte es nie: — wenn nämlich der König vorüberreiste und wenn ein armer Sünder geköpft werden sollte.

Auch am dem Morgen, als die Exekution an Hartmann vollführt werden sollte, schien eine förmliche Völkerwanderung nach der Blutstätte unternommen worden zu sein. Zur Schande des menschlichen Gefühls sei es gesagt, die Landleute kamen gefahren und gegangen im besten Sonntagschmuck, als gelte es, auf eine Hochzeit oder auf das Dom-Marktfest zu gehen; — aber auch die Städter blieben nicht zurück, — denn sowohl von H. wie von anderen umliegenden Flecken strömten Neugierige herbei.

Um zehn Uhr sollte das blutige Mordspiel in Szene gesetzt werden, und Tausende von Augen richteten ihre Blicke nach den düstern Tannenwäldchen, an welchen entlang sich die schmale, gelbe Landstraße dahinzog. Auf dem Köppelberge hatten zwei Henkersknechte alles in Bereitschaft gebracht, Soldaten bildeten Spalier ringsum und hielten die Straße nach dem Weg zum Schöffot für den erwarteten Armenfängerzug frei. Zwei Gerichtsdienner waren ebenfalls schon da, um alles für die Herren der Justiz, welche der Exekution beizuwohnen hatten, herzurichten.

Die zehnte Stunde rückte heran, aber immer noch sah man auf dem lang hingestreckten Landwege den erwarteten Zug nicht nahen. Lauchten in weiter Ferne Schatten auf, so erwiesen sie sich beim Näherkommen als einzelne oder mehrere Wagen. Da aber schienen ganz hinten Dragoner-Helme zu blitzen, sie kamen näher und man erkannte deutlich einen Trupp Reiter; es waren Dragoner in ihren roten Uniformen und blizenden Helmen; das mußte der Vortrab sein.

Im scharfen Trabe kamen die Reiter näher, aber sie kamen allein, von dem Armenfänger und dessen Gefolge, ließ sich nichts sehen; es war ein Zug der Dragoner, geführt von einem Offizier, sie ritten scharf an den Köppelberg, hier faßten sie Posto. Der sie führende Offizier ließ einen Dragoner absteigen, der begab sich zu den Gerichtsdiennern, welche dann in sichtlichster Eile sich dem Offizier näherten. Dieser übergab einem der Beamten einen Schriftbogen, der Gerichtsbote las den Inhalt und blickte dann den Dragoner-Leutnant groß an.

„Ja, es ist nun einmal nicht anders,“ sagte dieser lächelnd, „verlest nur den Inhalt, meine Leute sind hier, um, wenn es nöthig ist, den Platz zu säubern.“

Der eine der Gerichtsdienner verlas das ihm überbrachte Schriftstück mit einer Stimme, daß nur die dem Schöffot zunächst Stehenden den Inhalt zu verstehen im Stande waren:

„Im Namen des Hochoblichen Königlichen Amtsgerichts.“

An dem zum Tode verurtheilten Heini Jakob Hartmann, Sberiger Eigenthümer des Vollhofes am Geerstermoore, kann die Exekution nicht vollführt werden, da der Delinquent in seiner Zelle heute morgen todt gefunden wurde.

Von Rechtswegen.“

Der ganze Menschenhaufen drängte durcheinander, jeder wollte wissen, was der Gerichtsdienner verlesen hatte. Wie ein Lauffeuer durchdrang die Nachricht die Masse, ein Gemurmel ließ sich hören, das sich rasch in lautes Getöse, Geschrei und zuletzt in ein wüthes Gebraüll ergoß.

Ein so herrliches Schauspiel war dem Pöbel verborben, man hatte seine Nerven so schön präparirt, man hatte sich so auf das Kopfschlagen gefreut! Reiche Bauern waren Wetten eingegangen, ob der Scharfrichter den Kopf mit einem Schläge herunter schlagen würde oder nicht. Abergläubische, die irgend etwas vom Armenfänger annectiren wollten, mußten nun undfriedig abziehen und sogar Kranke, wie Epileptische und Mondsüchtige, die sich durch das Blut des Delinquenten in ihrem wahnsinnigen Aberglauben Hilfe ihrer Leiden versprochen, konnten nun nicht genesen, und nur aus der einzigen kleinen Ursache, weil der Mörder eine Stunde früher schon in seinem Gefängniß gestorben war.

Das Militär hatte wirklich Mühe, die Menschenmenge zum ruhigen Auseinandergehen zu veranlassen, man murrte und schimpfte fort, ein herrliches Schauspiel, ein so schönes Amüsement war ihnen verborben!

Eine nicht minder große Verwirrung wie auf dem Platze der beabsichtigten Exekution aber herrschte auf dem Amtshause zu H.

Noch am Abend vorher waren der Anwalt und der Geistliche bei dem verurtheilten Hartmann gewesen, dieser war scheinbar ruhig geworden, er hatte sich indes dringend die Gegenwart des Pastors während seiner letzten Nacht verboten, dagegen um Papier und Schreibmaterial ersucht.

Es war ihm gewährt, man erhoffte Aufschlüsse zu erhalten, bisher hatte er in seinem starren Leugnen verharret und nichts gestanden.

genau; zwei Schildwachen standen überdies vor seiner Zellenthr.

Hartmann hatte sich niedergelegt, er war auf seinem Lager in sitzender Stellung die ganze Nacht durch verharret, früh am Morgen setzte er sich zum Schreiben, er schrieb fast eine Stunde und bat, als der Gefängnißwärter kam, um Licht und Lack, um dies Schreiben, das an das Amtsgericht, aber erst nach seinem Tode gegeben werden sollte, versiegeln zu können; auch dies ihm gewährt, mit dem Gefängnißwärter traten aber zugleich der Seelsorger, sein Anwalt und ein Gerichtsherr ein, die letzten Ceremonien wurden mit dem Armenfänger, wie es üblich war, vorgenommen.

Hartmann übergab den Brief dem Gerichtsherrn, er befand sich in ruhiger Fassung und sagte:

„Dies ist mein letzter Wille und meine letzte Mittheilungen, die ich zu machen habe, ich möchte jedoch, daß der Brief erst nach meinem Tode erbrochen wird.“

Der Gerichtsherr versprach ihm, daß dies geschehen sollte.

Der Pastor versuchte auch jetzt noch auf das Gemüth des Hofbauers einzuwirken, trotzig wie stets vorher, verbat Hartmann sich die Befehrsversuche.

„Ich habe nur einen einzigen, letzten Wunsch, und ich hoffe, man wird mir denselben erfüllen“, erklärte Hartmann.

„Was wünscht Ihr?“ fragte der Gerichtsherr.

„Daß man mich die letzte Stunde vor der Hinführung nach dem Richtplatz allein läßt.“

Warum sollte man diesen letzten Wunsch eines Verurtheilten nicht erfüllen, derselbe hatte, bei der verschlossenen Charakterweise Hartmanns, nichts Befremdendes. Die Uhr war jetzt acht, um neun wurde er zur Exekution abgeholt.

Hartmann waren keine Ketten angelegt, er vermochte sich frei zu bewegen; an ein Entkommen, an ein Durchbrechen der Mauern war nicht zu denken, an einen Selbstmord dachte keiner womit hätte sich der Mann auch ermorden sollen?

Ungefähr eine Viertelstunde mochte der Hofbauer in seiner Zelle allein gewesen sein, als eine der vor der Thür stehenden Schildwachen durch ein verborgenes Guckloch blickte, welches in der Thür angebracht war und durch das man die ganze Zelle übersehen konnte; die Schildwache hatte den Befehl, den Gefangenen zu beobachten, daß der Soldat es jetzt noch that, war mehr Neugier als Dienstfeier.

Er erblickte Hartmann auf der Schlafbank in halb liegender Stellung gegen die Rückwand gelehnt, aber zugleich entdeckte der Späher auch, daß Blut den Fußboden färbte und an dem erschlafften Körper Hartmanns herunterrieselte.

Nach wurde der Gefängnißwärter gerufen, mit ihm zugleich erschienen Gerichtsherrn, der Pastor und andere Beamte die sämmtlich im Amtshause verblieben waren; die Zellenthür öffnete sich und voller Schrecken erblickten alle den Delinquenten, dessen Lebensaugenblide schon gezählt waren, in seinem Blute schwinneud, todt auf der Schlafbank lehnend, ein Messer lag ihm zu Füßen, mitten in der großen Blutlache.

Mit ungeheurer Behemung, welche eine ebenso große Energie verrieth, hatte Hartmann sich die Pulsader der linken Hand und dann den Hals durchschnitten, er hatte gut getroffen, denn er war bereits verblutet, ein Selbstmord hatte den Widermord des Verbrechers vereitelt.

Aber war der Hofbauer der Mörder? Konnte er nicht auch ein Justizopfer sein, wie es der Förster Schwarz geworden war? Er hatte bisher beharrlich geleugnet. Der Brief sollte Aufschluß geben, der Schreiber war jetzt todt.

In dem Briefe gestand Hartmann seine That ein, er gestand noch mehr. Er hatte seine Stiefsochter ermordet; er stieß sie in den Moorsee hinab und als das unglückliche Mädchen den Versuch machte, emporzuklimmen, versetzte er ihr einen Schlag auf den Schädel, mit jener Holzart, die der Knecht am andern Tage vermählte, und die man später zwischen Weiden und Schilf fand. Er hatte gewünscht, daß Martha in der Stadt gewesen, daß sie Abends wieder im Försterhause einsprechen wollte, er lauerte ihre Rückkehr ab, sein mörderischer Plan gelang nur zu gut.

(Schluß folgt.)

Malztropon
schafft
LEBENSKRAFT

Erhältlich in Apoth. u. Droг. à M. 1.—, M. 2.40, M. 4.50.



Auf dem Steckenpferd.

Da reitet er hin, der kleine Fant,
Gehalten von der Mutter Hand.
Wie galoppiert er frisch und led
Und kommt doch nimmermehr vom Fleck!
Vielleicht wird er in späten Tagen
Auf stinkem Ross im Wettspiel jagen;
Vielleicht in wilder Reiterk Schlacht
Kosstürmen auf des Feindes Nacht;
Doch ob im Kriege, ob im Frieden
Des Reiters Sport ihm sei beschieden —
Oft wird er sich mit stillem Gedanken
In seiner Jugend Zeit versenken,
Wo Mutterliebe treu bewährt
Die ersten Ritte ihm gelehrt.



Die Trauerfarbe.

Weiß und Schwarz waren von jeher in fast allen Ländern und fast zu allen Zeiten die Trauerfarben. Für den Sonntag, der den Toten gewidmet ist, dürfte eine nähere Betrachtung der Trauerfarben nicht uninteressant sein. Schon im Altertum entstand der Brauch, Hochzeit und Freude durch weithin leuchtende Töne in Tracht und Schmuck auszudrücken, schmerzliche Ereignisse in Dunkel zu hüllen. Der großen Göttin Isis, die zehntausend Namen trug, als menschliche Gestalt mit Geierhaube und goldener Krone abgebildet, huldigte das ganze Nilland. Bei dem viertägigen Isistrauerfeste hingegen, dem die Klage der Göttin um ihren ermordeten Gatten Osiris zu Grunde lag, ward sie als vergoldete Kuh in einer schwarzen Ochsenhülle gezeigt. Das irrthümliche Aufhissen der schwarzen Segel auf dem Schiffe des heimkehrenden Theseus trieb seinen spähenden Vater Megens in den Wellentod. Den Eumeniden wurden schwarze Schafe geopfert, und die Erinyen selbst erschienen schwarz, als Töchter der Nacht, sowie Dionysos als König des Totenreiches. Die unterirdische Göttin Hekate, mit den Schlangen im Haar und mit schlangenartigen Rippenenden, ward stets in Begleitung schwarzer Hunde abgebildet. Sophokles ließ die Tyro in schwarzer Maske auftreten, und einen tiefsten Eindruck brachte die schwarze Gestalt des Todes in Euripides' „Alkestis“ hervor. Die Wahrheit wurde im weißen Gewande dargestellt, der Traum in einem losen Kleide weiß auf schwarz, die Neue mit zerrautem Haar in schwarzem Gewande. Die sich in die Rüste erhebenden Psyche der Verstorbenen waren nach griechischer Anschauung von dunkler Farbe, wenn ihnen Laster anhafteten.

Wurde bei den römischen Gerichtsverhandlungen die Verurteilung ausgesprochen, so warf man schwarze Steinchen als Zeichen in die Urne. Dem Blitzgott Summanus brachte man schwarze Lämmer dar, ebenso den bösen Winden. Cerebus wurde stets schwarz dargestellt. Unter Domitian wurden Senatoren und Ritter nachts zum Kaiser in den Palast geladen. Man führte sie in einen schwarz ausgelegten Saal, in dem der Kaiser mit finsterner Miene saß. Dann ward Jedem ein Sitz neben einer Säule angewiesen; auf dieser stand sein Name als der eines Verstorbenen, eine kleine Grablaterne warf ihr spärliches Licht darauf. Nun erschienen ganz nackte, schwarz bemalte Knaben, die im Trauerschritt tanzend das Gemach umzogen, worauf sie sich zu Füßen der bebenden Zuschauer niederließen. Schwarze Gestalten trugen ein Totenmahl in schwarzen Gefäßen auf. Hatte sich Domitian satt gesehen an den geängstigten Mienen, so mußten die Begeisterten den Saal verlassen, wurden von schwarzen Vermummten in den Vorhof geführt, in Wagen oder Sänften gesetzt, und dahin ging's in das Ungevißte. Nach langem Hin- und Herfahren wurde endlich Jeder vor seinem eigenen Hause entlassen. Kurz darauf erschienen Sklaven bei ihnen, brachten kaiserliche Geschenke, Gefäße aus Gold, eine silberne Säule und kostbare Schätze. Diese schwarzen Feste waren ein Zeichen guter Laune des Kaisers.

Im Mittelalter gaben die Päpste die Farbe der Tracht der Charfreitag für die verschiedenen Kirchensfeste an. Am

Trauerfarbe befohlen. Ein schwarzer Schleier verhüllte das Kreuz. — In Frankreich trauerten die Könige in roten oder violetten Gewändern. Das violette Gewand Franz II. bei der Bestattung seines Vaters Heinrich II. war so lang, daß es 30 Ellen bedurfte; seine abgesetzten drei Schleppe, sowie die Schleppe des violetten Mantels trugen die Vornehmsten des Königreiches. Heinrich III. war der Erste, der in Schwarz trauerte. Um seinem Schmerz über den Tod seiner Geliebten Ausdruck zu geben, zeigte sein Anzug silberne Tränen als Nesteln, kleine Totenköpfe und kleine, erlöschende Flammen aus Binn. Die Trauerfarbe der Franzosen, die violette Farbe, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Denn neben Grau gilt bei uns, in Frankreich und England Violett als Zeichen der Halbtrauer. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts trugen in Bayern alle protestantischen Bräute schwarze Kleider, im Gegensatz zu den Katholiken, die bunt, namentlich rot gekleidet waren. Die frühere Vorliebe der Katholiken für die rote Farbe ist bekannt. Charakteristisch ist der Ausspruch des kleinen Knaben bei der Beerdigung seines Vaters: „Wenn i mei rotes Leibl net anziehe derf, dann freut mi die ganze Reich' nit!“ In Japan und China ist Rot die Farbe der Freude, Weiß die der Trauer. Seltsam ist es, daß die Braut weiß gekleidet aus dem Vaterhaus hinausgeht, weil sie für die Eltern als gestorben betrachtet wird. Erst im Hause des Bräutigams, wo sie zu neuem Leben gelangt, hüllt sie sich in ihr bräutliches rotes Gewand.

Die Mode hat bei uns Schwarz und Weiß und auch beide Farben vereint auf den Schild erhoben. Die meisten Damen lieben die Zusammenstellung. Neuerdings ist auch die Farbe, die ja auch als Trauerfarbe auftritt, tonangebend für jede Gelegenheit. Trotzdem unterscheiden sich trauernde Frauen in schwarzem und grauem Anzug wesentlich von ihren fröhlichen Schwestern in Schwarz.

Praktische Winke.

Fort mit den Bildernägeln! Der „praktische“ Engländer ist eine Mythe, das wird jeder bestätigen, der unter dieser konservativen Nation lebt. Im allgemeinen ist John Bull durchaus nicht praktisch. Das schließt jedoch nicht aus, daß manches doch bei ihm besser eingerichtet ist als in Deutschland, und dazu gehört die Art, wie Bilder in Zimmern aufgehängt werden. Die englische Hausfrau würde einen Horror davor haben, Nägel in die Wände ihrer Zimmer einschlagen zu lassen, und auch der Hauswirt würde ein Börtchen dreinreden, wenn man ihm nach Ablauf des Mietkontrakts die Wohnung mit durchlöchernten Wänden übergeben wollte. Um das zu vermeiden, ist an den Wänden oben zum Abschluß der Tapete eine einfache hölzerne Holzleiste (manchmal auch eine Messingleiste) angebracht. In diese werden Messinghaken eingehängt, die außen ebenfalls umgebogen sind, und die äußeren Umbiegungen nehmen die Schnüre auf. Die Haken lassen sich auf den Leisten verschieben, so daß die Bilder an jeder beliebigen Stelle der Wand aufgehängt werden können. Die Höhe wird durch die Länge der Schnur bestimmt. Diese ist allerdings sichtbar, was beim Aufhängen an Nägeln vermieden werden kann, aber dieser Nachteil — wenn es als ein solcher betrachtet wird — wird wohl von den Vorteilen mehr als aufgewogen.

Leder von Schimmelpilzen zu befreien. Geschmiertes Leder und Schuhwerk ist häufig, wenn es längere Zeit nicht benutzt und an einem dumpfigen Orte aufbewahrt wurde, mit Schimmel befallen. Man zerstört diese Schimmelpilze, wenn man verdünnte Carbolsäure auf das Leder oder Schuhzeug aufträgt.



Küche und Keller.

Mandelmilch, die nicht nur für Gesunde, sondern auch für Fiebertränke ein sehr erfrischendes Getränk bildet, bereitet man wie folgt: 125 Gramm süße und 8 Gramm bittere Mandeln werden geschält und unter Hinzufügung von etwas kaltem Wasser sehr fein gestoßen oder gerieben, dann setzt man nach und nach ein kiter Wasser zu, preßt das Ganze durch ein ausgewaschenes leinenes Tuch und verläßt die Mandelmilch nach Belieben mit einigen Löffeln gestochenem Zucker. Setzt man beim Stoßen oder Zerreiben der Mandeln allmählich einen Löffel Orangenblütenwasser zu, so giebt dies dem Getränk einen besonders angenehmen Geschmack; soll die Mandelmilch indeffen als Erfrischung für Kranke dienen, so läßt man eine solche Zutat weg und bereitet sie auch nur aus süßen Mandeln.



Lampes Brüderchen.

Neben dem Schwarzwild ist das Kaninchen das einzige jagdbare Wild, für das die Jagdgesetze keine Schonzeit kennen. Dies hat es seinem großen Fortpflanzungstrieb in Verbindung mit dem Umstande zu verdanken, daß es zu den „Höhlenbewohnern“ gehört. Aus beiden Gründen sind alle Nachstellungen seiner zahlreichen Feinde kaum imstande, den Bestand an „Karnickeln“ auf einem gewissen Tiefstandsniveau zu halten. Das in Massen auftretende „Kanin“ oder „Lämpchen“, wie es auch vielfach genannt wird, ist aber, besonders durch Unterminierung des Erdbodens, eine Landplage, wie es z. B. gerade in der sandigen Marl vielfach der Fall ist.

Sehr geschickt ist übrigens ein solcher Kaninchenbau angelegt, dessen Röhren an den Ausgängen durch die häufige Benützung oft ziemlich breit erscheinen, so daß man glauben könnte, jeder Fuchs und jeder Warber könnte dem Kanin nach Belieben in seine Kammern folgen und sich dort einen „Braten“ holen. Dem ist aber nicht so, denn nach den Kammern zu, in denen die Kaninchen wohnen, verengen sich die Röhren im Bau derart, daß der Fuchs überhaupt nicht hindurch kann, und auch dem schlanken Warber gelingt es nur mit Mühe, sich hindurchzuzwängen, sodaß sich das arme Karnickel gewöhnlich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen kann. Nur das Frettchen, dieses Albino des Iltis, vermag ihnen im Bau überallhin mühelos zu folgen. Deshalb haben sie auch vor diesem nur im gezähmten Zustande vorkommenden Raubtier eine heillose Angst, und sie fahren beim „Frettieren“ wie der Blüth aus dem Bau ins Freie, wo sie das Blei des am Bau lauerten, schußbereiten Jägers zur Strecke bringt oder — bisweilen auch nicht.

Auf den großen Treibjagden sorgt das Lämpchen dafür, daß jeder eingeladene Nimrod auch zu Schuß kommt, denn wo Kaninchen vorhanden sind, hebt gar bald im Walde eine lustige Knallerlei an, da sich auf ein Karnickel meistens nicht nur ein, sondern mehrere Schützen zu „lösen“ pflegen, und auch dann winkt es noch oft genug den ärgerlichen Nimroden mit der Blume einen letzten Abschiedsgruß zu, ehe es unverfehrt in der nächsten Dichtung verschwindet. Wohl auf keiner anderen Jagd wird mehr d. h. öfters geschossen als auf einer gut bestandenen Kaninchenjagd, und doch steht zum Schluß das Ergebnis meistens in keinem Verhältnis zur Zahl der abgegebenen Schüsse. Während der „große Bruder“, Freund Lampe, leicht umzulegen ist, gehört zum Kaninchienschießen schon eine große Fertigkeit im Schießen, und vor allem muß man sich gut auf die sogenannten „Schnappschüsse“ verstehen, wenn man auf ein über eine Waldschneise fliegendes Kanin einen erfolgreichen Schuß abgeben will.

Das Wildbret des Lämpchens ist, richtig zubereitet, recht schmackhaft und etwa dem Hühnerfleisch vergleichbar; merkwürdigerweise aber begegnet man ihm erst seit verhältnismäßig wenigen Jahren häufiger beim Wildhändler. Die Preise sind auch jetzt noch verhältnismäßig gering, sodaß auch der sogenannte „kleine Mann“ sich öfters mal ein Kaninchenragout leisten kann, zumal sich der Balg des Tieres wieder verkaufen läßt. Er pflegt bekanntlich zur Gutfabrikation Verwendung zu finden, gibt aber auch als Rodfutter für den Winter einen brauchbaren Pelz ab.

Soll man Ricken auf der Treibjagd schießen? Gibt der Jagdgeber auf Treibjagden weibliches Rehwild frei, so öffnet er damit der Schießerei Tor und Tür, und es beginnt in solchen Fällen fast immer ein Schlachten, welches herzerreißend ist. Blieben die Ricken stets gleich im Feuer liegen, so ließe sich noch nicht viel dagegen einwenden. Man kann aber ohne Uebertreibung behaupten, daß auf der Treibjagd ebenso viele Ricken, wie zur Strecke gebracht sind, auch krank geschossen werden. Einige von diesen mögen ja noch am nächsten Tage auf der Nachsuche verendet gefunden werden, die meisten aber verblutern elendiglich, besonders, weil es dem oben beschriebenen „Treibjäger“ fast nie einfällt, es anzumelden, ob und wo er auf eine Ricke geschossen hat, wenn sie nicht im Feuer geblieben ist. Aus falscher Scham unterläßt er es, wenn er nur irgend kann, und tröstet sich selbst damit, daß er wohl gefehlt habe.



Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße
103 I.



Größtes und
renom.
Institut am
Platz.

Gründl. Unterricht in: eins., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontorpraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen.

Stellenvermittlung kostenlos.

Die Damenturse werden von Frau E. Schreiber geleitet.
7445 Die Direktion.



Die größte Wiesbadener Masken- u. Leih-Anstalt

von Heinrich Brademann,

beendet sich dieses Jahr Langgasse 30.
Herren- und Damen-Masken-Costüme, sowie
Dominoes (Tier-Costüme in großer Auswahl) zu
verleihen und zu verkaufen. 3108

Telephon 2969.

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

Neue Satzung vom 1. Januar 1904:

Unverfallbarkeit vom Beginn der Versicherung an,
Unaufsichtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Verwendung der Dividende wahlweise zur Prämien-
ermäßigung oder — ohne neue ärztliche Untersuchung
— zur Erhöhung der Versicherungssumme (jähr-
licher und selbst dividendenberechtigter Summen-
zuwachs). 3052

Vertreter in Wiesbaden:

Hermann Rühl, Luisenstraße 43.

Aneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezial-
täten und Artikel
zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise kaufen Sie am
sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten
Spezialgeschäft 1715

Aneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59,

Alstrachan-Caviar,

leicht gesalzen das Pfund 8.— und 10 Mark,
ungesalzen (Malossol) das Pfund 12.—, 14.—,
16.—, 18.— u. 20.— Mk. empfiehlt stets frisch

J. C. Keiper,

Telefon 114.

52 Kirchgasse 52.

Der beste Sanitätswein ist der Apotheker Hofor's rother
goldener

Malaga-Trauben-Wein

Gemisch untersucht und von hervorragenden Ärzten bestens empfohlen
für schwächliche Kinder, Frauen, Reconvaleszenten, alte Leute etc.
auch köstlicher Dessertwein. Preis per 1/2 Orig. Fl. M. 2.20.
per 1/2 Fl. M. 1.20. Zu haben nur in Apotheken In Wiesbaden
Dr. Keim's Hofapotheke. 312